

(Nachdruck verboten.)

10]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Hall nickte und Ewanston zog seinen Mund ein, gänzlich geschlagen. Sein Blick verfinsterte sich. Aber er schwieg. Hall sah vor sich hin.

„Es werden auf den meisten Gebieten viele Veränderungen vor sich gehen,“ sagte er in einem singenden Tonfall, als spräche er nicht zu einer bestimmten Person. „Das heißt — das heißt, eine Veränderung findet ja niemals statt. Hätte man die Welt von dem Monde aus beobachten können, so würde man bemerkt haben, daß sie einen Grad heller wurde, als Edison sie mit elektrischen Lampen versah. Aber die Menschen sind deswegen nicht anders geworden. Nun ja, dies hier ist von wesentlich größerer Bedeutung, denn hier, glaube ich, enden wir damit, die Menschen zu verändern, sie zu erschließen, zu verrücken, oder wie soll ich mich ausdrücken . . . ich bin ja im Begriff, ausfindig zu machen, was Stoff ist und wie er in Kraft umgekehrt werden kann. Ich glaube, ich bin nahe daran, dem Stoff zu Leibe zu kommen . . .“

Ewanston lauschte gespannt. Aber Hall schwieg und senkte die Augen. Seine Büge erschlafften, und er sank ein wenig im Stuhl zusammen. Die Müdigkeit verließ seiner Stirn und seinem Mund eine solche Schönheit, daß sie ihn ansehen mußten, ohne zu sprechen. Madame d'Ora erhob sich leise und legte ihre große, gesunde Hand auf seine Stirn. Er sah langsam auf, aber es wahrte ein wenig, bis der Ausdruck in seinen Augen sehend ward. Groß und mächtig wie eine Wache stand Madame d'Ora über ihm. Hall lächelte und erhob sich.

„Seht, wie schön die Stadt jetzt ist,“ sagte er und sah zu den Fenstern hinaus. Die hohen, schmalen Streifen des Himmels zwischen den Turmhäusern waren nicht mehr blau, die Nachmittagssonne stand darüber. Das volle, rote Sonnenlicht fiel in das Laboratorium, beständig wechselnd, weil der Dampf von den Plattformen der Gebäude aufstieg und sich in der Sonne verflüchtigte. Tief unten donnerte der L-Zug vorüber, der Stadtlärm brauste unablässig. Die Brooklyner Brücke hatte sich in einen roten Nebel aus Staub und dem Licht der niedrigstehenden Sonne gehüllt, der Turmpfeiler drüben auf der Brooklyner Seite ragte lustig im Nebel schimmernd auf. Das Pfeifen der Fahren, das hell und herausfordernd wie von vielen jungen Ungeheuern klang, drang herauf, bald aus der Ferne, bald in der Nähe, auf dem Boden des Flusses widerhallend.

„Ja, es ist schön hier,“ flüsterte Madame d'Ora. Sie saßen eine Weile da und sahen hinaus. Dann sagte Ewanston: „Herr Edmund Hall, Sie bemerkten vorhin, daß Sie im Lauf ihrer Untersuchungen auf die Spur gekommen seien, wie dem Stoff zu Leibe zu kommen ist, so drückten Sie sich aus . . . Gerade in Anlaß einer Frage, die denselben Weg zu weisen scheint, habe ich mir erlaubt, Ihnen zu schreiben.“

Edmund Hall sah ihn fröhlich an, wartete, daß er fortfahren würde, Ewanston aber zögerte und sandte Madame d'Ora einen Seitenblick zu. Sie brach in ein Gelächter aus, das andeutete, daß sie die Wiederholungen wirklich satt habe.

„Ich gehe nicht, Herr Ewanston,“ sagte sie mit Augen, die vor Malice funkten. Sie können sich ebenso gut darauf einrichten, daß ich nicht warte — Sie wollten sagen?“

Ewanston sah sie scharf an und bewegte seinen geschlossenen Mund. Es waren ein paar zornige Augen. Er aber war stumm. Sie schwiegen alle, Madame d'Ora sichtlich aufrieben. Als er sich wieder umwandte, bemerkte er, daß Mirjam in der Richtung nach der Tasse mit dem Seifenwasser hinsah. Er lachte.

„Wir vergessen unser Experiment,“ sagte er und erhob sich. „Ich glaube, Fräulein Rarekin möchte es gern sehen.“

Hall untersuchte den Entwicklungsapparat, in dessen Kolben das Gas, das er gebrauchen sollte, siedete, setzte einen Gummischlauch, der damit in Verbindung stand, auf die Spitze der Pfeife und ließ die ausströmende Gas Mischung eine Blase pusten. Die erste plabe, sonst aber war alles in Ordnung.

„Sehen Sie jetzt einmal her,“ sagte er zu Mirjam, „Wir stehen an diesem Ende des Zimmers, wo die Sonne nicht hineinfällt. Aber dort, keine Elle von uns entfernt, scheint die Sonne zum Fenster hinein, Sie können es an der Wand sehen. Wenn hier drinnen mehr Staub wäre, würden wir auch Brücken von Licht sich durch die Luft ziehen sehen. Sehen Sie jetzt.“

Er ließ eine große Blase sich auf dem Pfeifenkopf bilden, und als sie rund dahing, in dem schönsten violetten und grünen Spiel, löste er sie mit einer leichten Bewegung los, sie stieg vibrierend in die Höhe, berührte die Decke und zerprang. Sie war weg. Mirjam errötete, sie sah nach der Decke, wollte nicht lachen, mußte aber doch lachen. Auch Hall errötete.

„Aber sehen Sie jetzt,“ sagte er mit einem erwartungsvollen Blick und trat zurück, während er eine neue, feine Blase aus dem Pfeifenkopf herauswachsen ließ. Er ließ sie los und blies, sobald sie frei war, schnell hinterdrein, so daß sie aufwärts und nach der Seite zu schwebte. Plötzlich strahlte sie in allen wunderbaren Farben wie ein Erdball, der entzündet wird, aber im selben Augenblick explodierte sie mit einem lauten, scharfen Knall.

„Sie geriet in den Sonnenweg hinein, den wir nicht sehen können,“ erklärte Hall und sah Mirjam munter an, die einen kleinen Schreck bekommen hatte und noch mit Entsetzen in den Augen dastand. Aber sie lachte glücklich, als Hall das Experiment wiederholte, und es war das erste Mal, daß er Freude in ihrem Gesicht gesehen hatte. Wieder und wieder ließ er eine schimmernde Blase dahinschweben und ihre Spektralfarben ausfunkeeln, indem sie mit einem knirschenden Knall verschwand. Mirjam näherte sich mit ihrem Munde, als Hall eine neue Blase fertig stellte, sie wollte sie fortpusten. Aber sie zerplatze, und sie stand niedergeschlagen da, während Hall eifrig eine neue machte. Diesmal gelang es, und Mirjam war entzückt.

Madame d'Ora stand gegen einen Bücherschrank gelehnt und betrachtete sie, sie runzelte kritisch die Brauen.

„Weißt Du wohl noch, als Du mir dies alte Kunststück zum erstenmal zeigtest, Edmund?“ fragte sie nachsichtig. Aber es lag ein gewisser Anflug von Schwäche in ihrer Stimme.

„Ich glaube, ich muß das Gas ein wenig schwerer machen,“ sagte Hall unschlüssig, „sie steigen zu schnell auf. Wir wollen es einmal versuchen.“

Er tiffelte an dem Apparat herum, schraubte und stellte ihn mit feinen geschickten Händen. Mirjam sah ihm im höchsten Grade interessiert zu, sie standen beide über den kleinen Tisch gebeugt, auf dem die Apparate standen, und ihre Köpfe kamen ganz nahe aneinander. Als Hall wieder eine Blase machte, war es viel besser, sie stieg nur langsam auf, und sie konnten sie mit größerer Ruhe beobachten, während sie dahintrieb, bis sie die Sonnengrenze überschritt und wie ein schimmernder Himmelskörper sich selber und ihr Wunder von Farben zersprengte.

„Wir bombardieren die Luft hier drinnen mit Schönheit,“ sagte Hall sorglos. Er sah zu Madame d'Ora hinüber, zog aber unwillkürlich den Blick wieder zurück.

Denn Madame d'Ora stand mit zurückgelehntem Kopf da, ihre Kehle sah so dick aus. Der Ausdruck in ihrem Gesicht hatte etwas Geprüftes, Kummervolles. Ihre Augenlider waren groß aber leblos, und das verriet Boshaftigkeit.

Hall tat, als bemerke er nichts und machte neue Seifenblasen, aber mit seiner fröhlichen Laune war es vorbei. Mirjam hingegen lief immer erregter von dem Spiel hin und her. Da stemmte sich Madame d'Ora mit dem Rücken gegen den Bücherschrank, so daß er nach der Wand zu schwanke und näherte sich Mirjam.

„Dein Haar fliegt Dir ja um die Ohren, Dirne,“ sagte sie mit zusammengebißenen Zähnen. „Komm einmal her.“

Sie langte mit der Hand aus und griff Fräulein Rarekin ins Haar. Das junge Mädchen fühlte sich an den Fleck gebannt und machte keinen Versuch, sich zu befreien, noch immer lächelnd, erstaunt sah sie auf. Da ließ Madame d'Ora den Griff ein wenig nach, hielt sie jedoch noch immer fest, sie bezwang sich ein wenig.

„Du hättest die Frisur behalten sollen, die ich Dich lehrte,“ sagte Madame d'Ora, ohne ihren Born beherrschend

zu können. „Mit der Engelfrisur da wirst Du ja in einem Augenblick unordentlich. So, mein Kind, mach nun nicht ein so jammervolles Gesicht, es ist ja kein Unglück, daß Du Dich ein wenig flott benimmst. Steh still und laß mich Dich ordentlich machen.“

Madame d'Ora fing an, Mirjams Haar zu ordnen. Ihre Heftigkeit legte sich, obwohl ihre große Brust noch wogte. Mirjam stand völlig still unter ihren Händen, wie eine Maus. Hall war zu Evanston getreten, den er durch seine Unterhaltung in Atem zu halten bemüht war. Evanston wollte sich aber gar nicht unwenden und die Aussicht durch die Fenster betrachten, er sah getrenntlich an Hall vorbei, zu den beiden Damen hinüber, und seine Augen blinnten ganz klein. Plötzlich hörten sie Mirjam ganz gedämpft wimmern, während Madame d'Ora in ihrem Haar herumzerrte. Hall sprang auf.

„Bist Du Dir den Schein geben, als tue ich Dir weh?“ hörte er Madame d'Ora mit einem Fluch sagen. Im nächsten Augenblick schrie Mirjam klagend. Hall ging zu ihr hin. Evanston aber lehnte sich in den Stuhl zurück mit der Miene eines Mannes, der nichts dazu tun kann, daß sich die Dinge zu seinem Vorteil entwickeln.

Als Hall kam, machte Madame d'Ora Front gegen ihn, und sie sahen sich an. Halls Augen lagen ganz erloschen unter den Brauen, sie kannte und fürchtete ihn. Aber sie warf trotzig den Kopf zurück wie ein Pferd.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Verschliffene.

Von R. Schneider (Göteborg).

Algot war Knecht in Humlegård. Was man sonst noch von ihm sagte, war: Algot ist ein verschlossener Bursch. Nun sind nicht alle verschlossenen Burschen schlechte Menschen. Aber im allgemeinen haben sie das Vorurteil gegen sich. Denn es liegt wohl so in der Natur des Menschen, der mit der Lichtwelt so üble Erfahrungen macht, daß er in der Finsternis nur Feindseliges vermutet. Und Algot vernahm das abschreckende Urteil der Leute und verschloß es in sich. Es machte ihn nicht besser, aber zunächst auch nicht schlechter. Denn seine grüblerische Seele war im Wachen und Träumen mit einem anderen Gegenstande beschäftigt. So fand sie nicht Zeit, an dem Gift zu saugen, das der Grübler in solchem Vorurteil findet. Außerdem aber bot gerade das Wesen, dessen Bildnis seine Seele beschäftigte, ein natürliches Gegengewicht gegen die anmaßungsmächtige Wirkung eines voreingenommenen Urteils. Algot war verliebt. Und das mühte ein windiger Verliebter sein, wenigstens keiner von der empfindungstiefen Art des verschlossenen Algot, dem nicht in seiner Geliebten die ganze Menschheit näher trat, dem nicht die Artgleichheit mit seinem Abgott jedes Menschenantlig liebenswerter machte. Und darum vergab Algot der Menge, oder vielmehr er vermochte hinwegzuleiten über ihre häßliche Meinung von ihm um der Schönheit willen eines Wesens aus ihrer Mitte, der blonden Zauberin Karin vom Kirchensee.

Ob denn schon die Hochzeit bestimmt war und alles, was damit zusammenhängt? Sehr genau sogar. Genauer und sorgfältiger als es die geschwägigsten Schwiegermütter vermögen in Monaten ihres Zusammenseins.

Algot wollte noch ein Jahr dienen. Dann würden sie heiraten und das Torp) Ekhult übernehmen. Zwei Kühe und acht Schafe würden sie halten, außerdem zwei Schweine und zehn Hühner. Denn die Eier steigen im Preise. Karin sollte die Schweine füttern und Essen tochen und — nun daneben würde sie wohl auch noch etwas anderes zu tun bekommen. Er selbst würde den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten, noch viel fleißiger als in Humlegård. Viel, viel Ackerland wollte er urbar machen und im Winter auch noch durch Holzfällen viel Geld verdienen. Karin sollte schöne Kleider tragen. Sie sollte es so gut haben wie eine reiche Frau. Ah! da werden manche sie beneiden, die ihn jetzt verachten. Da werden alle besser von ihm denken. Jeden Sonntag würden sie zusammen in die Kirche gehen. Der Weg dahin war zwar zwei Stunden weit. Aber da hatten sie auch Gelegenheit, in vielen Höfen einzutreten. Da konnte Karin überall ihre schönen Kleider zeigen und ihr Glück. So und noch viel genauer wurde das Schicksal informiert, wie es ihr künftiges Leben zu gestalten hätte.

Da war Karin vom Kirchensee also nicht befangen in dem allgemeinen Vorurteil gegen Algot? Das glaubte er. Glaubte er? Wurde er's denn nicht? Wenn schon die Hochzeit festgesetzt war? Ja, Karin war bei diesen Festsetzungen nicht zugegen gewesen. Das alles hatte nur sein Herz mit seinem Kopfe verabredet. Ihre Zustimmung wurde allerdings vorausgesetzt. Aber da hatte er doch vollwichtige Gründe zu dieser Voraussetzung? Die hatte er, gewiß. Karin hatte zweimal auf dem Jahrmart in Stärke ein Geschenk

von ihm angenommen, einmal ein seidenes Kopftuch und ein andermal ein Paar niedliche Schuhe. Und jedesmal hatte sie diese Annahme, die doch wahrhaftig schon Dankbarkeit genug in sich schloß, mit einem freundlichen Lachen begleitet. Ja, sie hatte ihm einen noch innigeren Dank auf die Schulter gedrückt mit einem wohlwollenden Schläge ihrer weichen Hand. Sie hatte so süße Schwere, ihre Hand. Das war sicher die Liebe, die sie so süßbar an ihn preßte. Er war nach Hause gegangen als der glücklichste Jahrmartbesucher mit der erhebenden Gewißheit ihrer Zuneigung im Herzen.

Es war die Zeit der Heuernte. In Humlegård war Stättergille.) Alle Postar) und Tögar) der Nachbarschaft tummelten sich auf dem Hofe mit Sensen und Harken. Sie zogen hinaus auf die Wiesen, in die laubigen Berge, um unter Singfang und Alotria das blühende Gras zu mähen und zum Trocknen auszuliegen. Die Entlohnung bestand bei solchen Veranstaltungen in Schmauserei am Tage und Tanz bei Nacht.

Algot war in ungeheurer Aufregung. Karin vom Kirchensee war unter den Mädchen. Ihr Kopftuch war das schönste und ihr Gesicht — er seufzte, wenn er sie ansah, und wünschte, sie wäre schon seine Frau und hätte sein eigenes Gras hinter der Hütte von Ekhult. Aber er hatte heute seinen Willen zum Entschluß gedrängt. Er mußte sich beweisen, daß er Mut hatte und den anderen, daß er auch zu reden verstand. Wenn nur seine Verzagttheit nicht wäre!

Er wollte in der Gruppe mähen, in der Karin harrte. Aber Elos vom Schlüsselhofe, der dabei war, wies ihn fort. Elos hatte durchaus nichts zu befehlen. Aber da er befahl, so gehorchte man ihm. Und Algot knirschte zwar mit den Zähnen, aber er gehorchte ebenfalls, weil er im Augenblick nichts Begeründetes zu entgegenen suchte.

Als er an Karin vorbeiging, da erfaßte ihn seine tiefe Hinnigung zu ihr. Sein Herz drängte ihn zu einer Gabe. Und er griff in die Tasche und hielt ihr seine Snusdose) hin. „Nimm Snus, Karin! Er ist gut. Ich habe vom besten gekauft.“

„Snus Du nur selbst! Ich mag nicht.“ Da lächelte er verlegen und schob einen Löffel Schnus in seinen Mund.

Algot arbeitete mit einigen Alten unten auf der Wiese in der Sonnensitze. Da wollte seine Fröhlichkeit aufkommen. Aber da oben in den schattigen Hängen des Birkenhags, wo Elos und Karin waren, da schallte es unaufhörlich von Lachen und Scherzen. Algot seufzte. Er bliatte sehnsüchtig hinauf. Seine Brust zog sich schmerzhaft zusammen.

Der Abend kam. Er hatte keine Gelegenheit gefunden, sein Vorhaben anzuführen. Beim Kaffeegöf) am Schluß der Vespermahlzeit hatte ihm das Glück ein wenig gelächelt. Er hatte Karin zugerufen, ihr ein „skäl!“ zugerufen und dafür ein freundliches Nicken geerntet. Das war alles, was dieser große Tag ihm beschert hatte.

Indes noch war der Abend und die Nacht. Der Tanz hatte eine Weile gedauert. Algot beteiligte sich nicht daran. Er ging auf dem Hofe umher. Da trat Karin heraus, um Kühlung zu suchen. Er ging auf sie zu.

„Wart ein Weilchen. Wir wollen allein zusammen reden.“
„Nanu! Ich bin neugierig.“
„Wir wollen uns nun verheiraten, Karin.“
„So? Mit wem?“
„Mit wem?“
„Nun ja, zum Heiraten gehören doch zwei.“
„Gewiß.“
„Na also! Du bist der eine. Und wer ist die andere?“
„Die andere?“
„Na ja, Mensch! Wen willst Du denn heiraten?“
„Na Dich!“

„Ja so!“ Sie lachte auf. Einige Zuhörer fanden sich ein. „Ich weiß ja nichts davon.“
„Du weißt nichts davon. Na, nun hab' ich Dir's ja gesagt.“
„Das hab' ich gehört.“
„Wir werden Ekhult pachten. Da können wir uns zwei Kühe halten und —“

„Da kannst Du Dir ja auch eine Frau pachten,“ rief Elos vom Schlüsselhofe dazwischen.
„Vielleicht kannst Du Dir dann drei Kühe halten!“ rief ein anderer.

Die Umstehenden lachten.
„Tschhe! Algot macht Hochzeit heut nacht!“
„Mit wem? Mit wem?“ Die Entfernteren drängten nach vorn.

„Das weiß er noch nicht!“ antwortete jemand.
„Er wird lösen,“ ein anderer.
Das Gelächter war allgemein.
Algot schämte sich. Er geriet in Wut.

„Nacht, daß Ihr fortkommt! Ich habe nur mit Karin zu reden.“
„Was willst Du denn noch mit mir reden?“ fragte diese ungeduldig.

) Stätter = Heuernte, gille = Fete.) Burschen.) Mädchen.) Snus hat die Form von Schnupstabaq, wird aber als Kautabaq genossen.) Ruduskaffee, eine Mischung von Kaffee und Branntwein, das Lieblingsgetränk der Bauern.

) Kleines Nachtgrundstück für Landarbeiter.

„Sage nun, Karin, wann soll unsere Hochzeit sein?“ Sie tippte ihm auf die Stirn. „Du bist verrückt, Algot! Was geht mich Deine Hochzeit an!“ „Dörl, hör! jetzt fängt er an zu freien!“ rief jemand von hinten.

Er war ganz verstört.
„Ja — aber — Du hast doch das Kopftuch und die Schuhe genommen.“

„Du hast sie mir ja gegeben.“
„Gewiß, aber —“
„Nun, soll' ich sie denn nicht nehmen? War das nicht recht?“
„Ja, gewiß war das recht!“
„Na ja! Was habe ich denn da Schlechtes getan?“
„Gar nichts Schlechtes hast Du getan, Karin!“
„Na das den! ich auch! Was willst Du denn von mir?“

Damit drehte sie ihm den Rücken und ging wieder in die Tanzstube. Ja was wollte er nur von ihr? Er wußte es selbst nicht. Sie hatte ihm doch niemals gesagt, daß er sie heiraten solle.
„Algot verschafft sich Körbe für seine neue Wirtschaft“, höhnte ein Pöjse.

„Komm zu mir, Algot! Ich gebe Dir auch einen,“ spottete eine Töb. „Ich auch!“ riefen mehrere zugleich.
Algot hatte genug vom Slattergille. Er schlich sich fort wie ein gescholtener Hund. Anfangs wollte er einem Spötter auf den Leib fahren. Aber er fühlte sich gebrochen jetzt. Keine Kraft spannte seine Muskeln. Nicht einmal die Kraft des Caffes sprang aus seinem Herzen. Das Hohngelächter schallte ihm in die Ohren, als ob es ihn nichts anginge.

Auf dem Slattergille in Humlegard war ein Diebstahl verübt worden. Ein Portemonnaie mit fünfzehn Kronen war abhanden gekommen. Die Polizei konnte den Dieb nicht auffinden. Aber die Meinung der Leute hatte ihn rasch ermittelt. Es war Algot von Humlegard. Er mußte es sein. Denn er war ein verschlossener Mensch. Konnte etwas Gutes in ihm wohnen? Das Gute geht ans Licht. Und Algots Wesen ging stets im Dunkeln. Er öffnete sich niemand. Warum nicht? Weil er das Böse lieber in sich verbarg.

Algot versicherte zweimal, daß er das Geld nicht gestohlen habe, einmal vor seinem Husbonde,*) das zweite Mal vor dem Ordsvoranden.**) Als ihn der Prest**) auch noch vor sich kommen ließ, da schwieg er. Ja, der Prest war doch mindestens ebenso klug wie seine Gemeinde. Dies Schweigen verriet ihm seine Schuld. Er redete ihm ins Gewissen mit manch kräftigem Bibelwort. Aber der hartgesottene Sünder sah ihn an und schwieg. Und was der Prest in seinem Auge las, das war noch schlimmer als der Diebstahl. Da war keine Demut, keine Furcht. Da war Verstocktheit und Trotz.

Die Beweise fehlten. Algot konnte leider nicht eingesperrt werden. Aber am nächsten Sonntage hielt der Prest eine lange Predigt über die Kennzeichen eines Knechts der Finsternis. Alle wußten, wer gemeint war. Auch Algot wußte es. Und hätte er's nicht gewußt, die Blicke der Andächtigen hätten ihn darüber belehrt. Darin spiegelte sich der ganze Abstand, zwischen ihm und den Kindern Gottes.

An diesem Sonntag war Algot das letzte Mal in der Kirche. Der Husbonde von Humlegard entließ ihn aus dem Dienst. Des Diebstahls wegen hätte er ihn vielleicht noch behalten. Aber nach der letzten Predigt war das unmöglich. Algot sagte nichts. Er packte seine Sachen und ging. Es gab ja andere Dienste. Ja, es gab sogar sehr viele andere Dienste, aber für ihn gab es keinen mehr. Das hatte er in der nächsten Woche festgestellt. Vor ihm schlossen sich alle Türen. Scheue Gesichter, abwehrende Mienen. Jeder war froh, wenn er den Hof wieder verlassen. Da kam eine unsäglich Bitterkeit über ihn. Er hätte sein Menschentum ausspeien mögen und sich den Tieren des Waldes verähnlichen.

Mitten im düstern Fichtenwalle stand eine verlassenere Torpwohnung. Diese wählte er zu seinem Aufenthalt. Solange seine Ersparnisse reichten, lebte er hier unangefochten. Jeder fürchtete ihn und wich ihm aus. Und er suchte keinen. Nur zu Karin vom Kirchensee zog es ihn oftmals. Da lag er manchmal den ganzen Tag im Busch an dem Wege, der von Kirchensee zum Dorf hinunterführte. Manchmal kam sie nicht. Manchmal kam sie. Und dann startete er sie an aus seinem Versteck und startete ihr nach noch lange, nachdem sie hinter den nächsten Büschen verschwunden war —

Aber nun klopfte der Hunger an die Tür. Und ob Algot auch „hinaus“ rief, er trat doch herein.

Und nun saßen die drei in den kahlen Räumen des Torp-häufes, der Hunger, der Haß und Algot, und überlegten, wie sie miteinander auskommen wollten. Und draußen rauschte der Herbstwind durch die Wipfel der düstern Fichten und mahnte sie, ihre Beziehungen heizigen zu ordnen. Denn ein vierter Gast war im Anzuge, der Winter.

Der Haß war ein Gefährte, der sich mit seinen Forderungen verträsten ließ. Er entwiderte zwar täglich seine Ansprüche. Aber er vertraute der Zeit. Er band seine Befriedigung nicht an den Augenblick. Aber der Hunger war von heftigerer Art. Parren und Hoffen ging ihm wieder die Natur.

„Gehe in den Wald von Sutanäs und hole Dir ein Schaf“, rief er. „Du hast doch soviel Recht ans Leben wie ein Fuchs?“

„Sie halten Dich außerdem alle für einen Spitzbuben,“ sezte der Haß hinzu. „Wenn Du also tust, was sie von Dir erwarten, tußt Du ihnen da unrecht? Du brauchst doch nicht besser zu sein, als die Menschen von Dir haben wollen.“

„Gehe nur getrost in den Keller nach Humlegard,“ ermahnte der Hunger wieder, „und nimm Dir den besten Schinken daraus.“ „Der dicke Bonde“) mag sich nachher ärgern,“ ergänzte der Haß. „Und wenn es ein Unrecht ist!“ fuhr der grimmige Hunger fort. „War es recht, wie sie Dich behandelt haben?“ „Aber ich habe in meinem Leben noch keinen Knopf gestohlen,“ wagte Algot schüchtern einzuwerfen.

„Darum hast Du auch bald keine Hosens mehr!“ höhnte der Bittre Haß.

Der Hunger lachte schneidend. „Das wird der Winter mit ihm ausmachen.“

„Ja, ich weiß nicht, wie ich den Winter ertragen werde,“ sagte Algot kleinlaut.

„Was? Siehe Du zu, wie Du uns ertragen wirst!“ riefen da die finsternen Gäste.

„Fürchtest Du mich weniger als den Winter?“ fragte drohend der Hunger und richtete sich auf.

Algot erbehte vor seinem düsteren Blick. Er fürchtete sich vor den knöchigen Fäusten, die Eisen zerbrachen.

„Wenn ich nur Arbeit beläme!“ seufzte er.

„So gehe hin zum Prest,“ sprach der Hunger. „Küße ihm die Hand. Weine und sage: Ich bin ein armer Sünder. Ich habe das Portemonnaie gestohlen.“

„Das ist doch nicht wahr!“ schrie Algot.

„Was tut das? Du bekommst Arbeit und zu essen.“

„Und wenn dann wieder ein Beutel verschwindet, bemerkte bissig der Haß, dann sperren sie Dich ein ohne Untersuchung. Denn wer sich Dieb nennt, der darf sich nicht wundern, wenn man ihm das Stehlen zutraut.“

„Schweig!“ rief Algot empört. „Ich gehe nicht zum Prest. Lieber laß ich mich totqualen von Euch.“

Da lächelte der Haß beruhigt und sagte freundlich: „Du bist törricht, Algot. Nicht wir sind Deine Feinde, sondern Deine Dummheit. Du willst nicht unehelich sein. Aber Unehelichkeit gibt es nur bei dem, der Arbeit und Essen hat. Du hast gar nichts. Du kannst weder ehrlich noch unehelich sein.“

Der Hunger midte finster.

„Der Haß hat recht. Uebrigens alles ist recht, was mir Recht schafft, d. h. etwas zu essen.“

Und der Haß bohrte und der Hunger drängte. Und draußen rauschte der Herbstwind und rüttelte an den losen Fenster-scheiben. Da ging er in den Nebenraum, nahm einen Strick und begab sich in den Wald von Sutanäs. —

Der Prest und alle Sodenbewohner freuten sich über ihre Menschenkenntnis. Algot war auf einem Kartoffeldiebstahl er-tappt worden.

Nun war es bewiesen, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß er ein schlechter Mensch war, und daß er auch jenen Gelddiebstahl in Humlegard verübt hatte.

Algot wurde ins Bezirksgefängnis eingeliefert. Der Ankläger beantragte Gefängnis. Aber auf das schwerwiegende Zeugnis des Sodenprest wurde er mit Rücksicht auf seine verderbte Gesinnung zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Kleines feuilleton.

Das Amüsement des Krieges. Ein charakteristisches Beispiel von der Fribolität, womit der fürstliche Absolutismus mit dem menschlichen Leben geschaltet hat, liefern die „Erinnerungen des Marquis von Balfons“, die von einem Nachkommen des Memoirenschreibers kürzlich bei Emile Paul in Paris herausgegeben worden sind. Marquis von Balfons machte 1744 als Offizier den Feldzug in den österreichischen Niederlanden mit, als Ludwig XV. mit Madame de Chateauroux bei der Armee eintraf, um das nominelle Kommando zu übernehmen. Die Truppen nahmen mühe-los Menin, Opern und Furnes, und der Krieg schien zu Ende zu sein. Aber der König und seine Freundin unterhielten sich bei dieser Beschäftigung zu gut, und so mußte das Ver-gnügen verlängert werden. Der Kriegsminister Argenson be-schied Balfons in sein Kabinett zu Dünkirchen und sagte ihm, die Karte der Niederlande entfaltend: „Wir sind allein. Die Jahreszeit ist noch nicht fortgeschritten. Was können wir jetzt tun, um seinen großen König und seine siegreiche Armee zu beschäftigen?“ Während dieser Worte hielt er die Augen auf Kamur und Maestricht gerichtet. Balfons aber, der als geriebener Döbling Bescheid wußte, erwiderte: „Herr Minister, wir sehen diese Karte umsonst an. Das Ziel Ihrer Wünsche und Ihrer Operationen befindet sich nicht darauf.“ — „Sie zeigt doch genug Land.“ — „Mein Herr, ein Minister wie Sie hat immer größere Pläne. Wir müssen auf Freiburg marschieren.“ — „Seine Ueber-raschung,“ sagt Balfons bei, „bewies mir, daß ich richtig geraten hatte, obzwar er, um mich irrezuführen, die Unmöglichkeit dieser Operation betweilen wollte. Aber er war leicht zu über-

*) Hausherr. *) Gemeindevorsteher. *) Pfarrer.

*) Bauer.

zeugen. Freiburg wurde angegriffen. Die Belagerung war lang und blutig und der Feldzug dauerte sechs Monate länger.“ — Zur Aufseiterung des allerchristlichsten Königs. — Die Erinnerungen des Marquis von Valfons enthalten übrigens auch interessante Details über die Ursache der Niederlage von A o h b a c h. Friedrich II. war vorher in einer sehr üblen Lage. Die Kapitulation von Kloster Zeven hatte ihn vom Herzog von Cumberland abgeschnitten, und er war von den Armeen Soubises und Micheliens in die Mitte genommen. Er erkannte die Gefährlichkeit der Situation so sehr, daß er an Micheliens einen übertrieben schmeichelhaften Brief schrieb, worin es u. a. hieß: „Es ist nicht möglich, daß der französische König meinen vollständigen Untergang wünscht. Das wäre zu sehr gegen seine Interessen, und ich kann ihn wirklich nicht für meinen Feind halten. Schließen Sie also Frieden, Herr Marichall, es wird der schönste Augenblick Ihres Lebens sein. . . . Seien Sie der Vermittler Europas und fügen Sie so vielen Talenten und Titeln den des Friedensstifters hinzu. Es ist der schönste der Menschheit.“ — Micheliens sandte sofort einen Kurier nach Versailles. Aber statt einer Antwort erhielt er den Befehl, auf Feindes Verhandlung einzugehen und sich aus Halberstadt, wo er seine Kantonnements genommen hatte, unter keinem Vorwand hinaus-zuziehen. Sollte er sich auch nur eine Meile weit entfernen, war dem Verproviantierungscommando untersagt, Brot für die Truppe zu liefern. Als nun der unfähige Soubise, von Friedrich plötzlich angegriffen, ihn um Hilfe anging, mußte er sie gezwungenermaßen verweigern. Die Order aber stammte von der Pompadour, die durch-aus wollte, daß Soubise allein den Triumph davontrage. Was Friedrichs berühmten Erfolg sicherte, war nicht nur seine überlegene Kriegskunst und die Zämmlichkeit Soubises, sondern namentlich auch die Einmischung der Versailleser Serrailkönigin, die im blutigen Kriegsspiel — das hier mit besonderem Recht so heißen darf — die Befriedigung ihrer Launen suchte.

Theater.

Neues Schauspielhaus: „Hertha Hochzeit“, Lustspiel in 4 Akten von Max Bernstein. Das neue Lustspiel des bekannten, früher literarisch anspruchsvolleren Münchener Rechtsanwalts steht ungefähr auf gleichem Niveau wie Ostar Blumenthals heurige Schauspielhaus-Novität. Die Blumenthalsche Heldin pfuscht in der Malerei, die Bernsteinsche in Emanzipations-ideen, und beide beschreiben sich von ihren Extravaganzen zum Glauben an die alleinigmachende Häuslichkeit. Die Szenenführung hier wie dort bezeugt einen erschreckenden Mangel an komischer Erfindungskraft, aber die Autoren rechnen ganz richtig, daß auch ohne alle geistigen Unkosten die gute Moral und der Aufspug allerhand billiger Theaterpäpchen der schmalen Kost ein Publikum sichern werde. Der Beifall in dem Neuen Schauspielhause war noch um mehrere Grade stärker, als der im königlichen, bei der Aufführung des „Glashauses“. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß Hertha sich noch manchem lieben langen Abend immer von neuem verheiraten wird.

Keine große zukunftsreiche Bewegung steht ein, in die sich nicht zugleich auch kleinliche, persönliche Eitelkeiten, allerlei verworrene, phantastische Naseweisheit zeitweilig hineindrängt. Das Neue, so lange es noch den Reiz des Neuen hat, erscheint den Sensationsbedürftigen als ein Mittel, der eigenen Bedeutungslosigkeit ein künstliches Relief zu geben. Es wäre übertriebene Empfindsamkeit, wenn man um der Sache willen von vornherein dem Komödienschreiber die Zeichnung und Verspottung derartiger Zwitertypen verübeln würde. Wofür er nur ein trefflicherer und origineller Zeichner, ein launiger Spötter ist und den Schein vermeidet, als hätte er den Miläuserichtharm menschlicher Torheiten für Kern und Wesen der Sache selbst, ist er in seinem guten Recht. Aber Bernstein, dem als Menschen gewißlich solche Vorniertheit durchaus fernliegt, ist so wenig seines Stoffes Herr geworden, daß nicht nur seine Figuren im Trivialen stecken bleiben, sondern daß auch das Ganze fast das Aussehen einer mit untauglichen Mitteln unter-nommenen Perffilage auf die Frauenbewegung selbst gewinnt.

Hertha zählt zu den langweiligsten Dutzendgeschöpfen, die zu Verlobungszwecken je für die Bühne fabriziert wurden. Sie plappert in dem radikalen Damenverein „Libertas“ mit angelegenten Phrasen einen großen Bannspruch wider Männer und Ehe herunter. Aber wie dies wohlbehütete Kommerzientröchterlein zu der philo-sophischen Drapierung gekommen, vom psychologischen Zusammen-hänge erfährt man kaum ein Sterbenswörtchen. Nirgends findet sich ein Anfaß, die in diesem Kontrast von Sein und einstudierter Rolle verborgene Komik zu wirksamen Pointen herauszuarbeiten und in lustspielmäßiger Steigerung zu entfallen. In gleicher Farblosigkeit verharren die plump farvifizierten Vereinsdamen. Ein Ingenieur, dem man es sogleich anmerkt, er sei derjenige, welcher — nimmt sich in einer stotternd vorgetragenen Rede der ange-griffenen Männlichkeit, der Würde der Familie usw. an. Zudem nun der empörte, ordensklüsterne Kommerzientrat, Hertha und der Techniker in den folgenden Akten konsequent das Gegenteil von allem, was nach menschlichem Ermeßen wahrscheinlich wäre, zur Ausführung bringen, kommt es unter Beihülfe eines jovialen israelitischen Onkels endlich zu dem freudigen Schlußereignis. Triumphierend stellt das Fräulein den sauer dreinblickenden Libertesdamen den Bräutigam vor. Die Episodengestalt des Onkels war das einzig Vergnügliche. Herr Arndt, der schon im Deutschen Theater unter Lindau Proben verblüffender Charakteri-

sierungskunst gegeben hatte, schauf hier aus mageren Andeutungen des Textes ein Bild von überwältigend-drolliger Lebensähnlichkeit. Dies gutmütige, runde, volubile jüdische Alterchen, das so unendlich pfiffig-zufrieden bei seinen Wigen dreinschaute und schon durch bloßes Schütteln des Kopfes Seitertekstürme entseßelte, entschädigte zu einem guten Teile für die sonstige Dede. Von den übrigen Darstellern trat nur Harry Walden in der Rolle des Ingenieurs markanter hervor. dt.

Humoristisches.

— Wagner in Amerika. Seit Conried als Einlage einen Riggertanz dreingibt, macht „Farsival“ volle Häuser.

— Zu viel des Guten. „Wie kommen Sie zu dieser schweren Majestätsbeleidigung?“ — „Weil i koa Arbeit net han und nig z'essen, muß i mi einpirrn lassen!“ — „Aber da hätte doch ein kleineres Vergehen auch genügt!“ — „Ja, ich hab's den Gendarm auch immer g'sagt, wenn's vier Wochen ausmacht, soll er mir's sag'n!“ („Simplicissimus.“)

— Ein Wunderkuch. Das berühmte Blutwunder des heiligen Januarius in Neapel (bei dem das geronnene, in einem Fläschchen aufbewahrte Blut dieses Märtyrers wieder flüssig wird) ist neuerdings in einer öffentlichen Vorstellung von einem neapolitanischen Chemiker nachgeahmt worden. Angehts dieses unlauteren Wettbewerbes, der den Heiligen von ungläubigen Chemikern gemacht wird, erscheint es dringend notwendig, die Wunder der Heiligen noch mit einem anderen Schutze zu umgeben als mit dem Glauben frommer Christen. Der heilige Januarius hat deshalb sein Wunder zum Patentschutz angemeldet, um gegen die Konkurrenz geschützt zu sein. Die Erteilung des Patents ist aber abgelehnt worden; das Wunder sei zwar eine Erfindung, aber nicht des heiligen Januarius, sondern des Alerus der Kathedrale von Neapel.

— Die alte Lea ist krank und muß viel Schmerzen ausstehen. Sie läßt den Rabbiner rufen. Wie er sie nach dem Befinden fragt, schreit sie: „Ich möcht', ich wär schon tot!“ „Na“, sagt der Rabbi, „das meint Ihr nun doch nicht so!“ Aber sie ruft energisch: „So wahr ich soll leben bis 100 Jahr!“ („Jugend.“)

Notizen.

— „Ein verrücktes Hotel“ ist der Titel der Novität, die das Gebrüder Herrnsfeld-Theater für Ende dieses Monats vorbereitet. Die vor etwa vier Jahren aufgeführte Posse „Hahnsch geht zur Jagd“ wird als Vorpiel dienen und in zwei neugeschaffenen Akten werden dann die weiteren Schicksale der Figuren jener Herrnsfeldiade auf der Bühne vorgeführt werden.

— Die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ veranstaltet am Freitag, den 18. Januar, abends 8 Uhr, im Saal 109 des Rathhauses (Eingang Jüdenstraße) einen Vortragabend, an welchem Herr Dr. Jaerschky einen Vortrag über „Körperkultur des Kindes“ halten wird. Der Eintritt ist für die Mitglieder frei; für Gäste sind Eintrittskarten für 50 Pf. zu haben; bei Keller u. Reiner, Poßdomerstr. 122, im Albrecht Dürerhaus, Kronenstr. 18 und in Wendlers Lehrmittelanstalt, Wilhelmstr. 48.

— Die Statistik des Wiener Burgtheaters weist für das Jahr 1906 295 Aufführungen nach. Friedrich Schiller mit elf Stücken und 28 Vorstellungen steht an der Spitze. Goethe folgt mit fünf Stücken 21 mal, Lessing mit drei Werken 14 mal, Shakespeare mit sieben Stücken 14 mal, Ibsen mit vier Stücken 13 mal und Hebbel mit einem Werk 3 mal. G. Hauptmann wurde nur ein einziges mal aufgeführt.

— Von Kürschners deutschem Literaturkalender (Preis gebunden 8 M.) ist soeben der neue Jahrgang ausgegeben worden. Das nützliche Nachschlagebuch hat eine Bereicherung durch ausgebehörte Verlästigungen der Gelehrten, vor allem der an technischen Hochschulen wirkenden erfahren.

— Neue Werke von Gorki und Andrejew. Maxim Gorki, der während seines Aufenthaltes auf der Insel Capri in letzter Zeit vielfach leidend war und daher noch zur Kräftigung seiner Gesundheit zwei Monate dorthin bleiben will, hat trotz seiner Kränklichkeit seinen großen Roman „Mutter“ vollendet. Das neue Werk erscheint in der New Yorker Zeitschrift „Appletons Magazine“. Es schildert die sozialistischen Gruppen, von denen die Propaganda in den Arbeiterschichten Russlands nach der Ermordung Alexanders II. ausging. Dem Verbot seines Dramas „Die Kinder der Sonne“ in Neapel legt der Dichter keine große Bedeutung bei, da er mit dem erst vor zwei Jahren geschriebenen Werke selbst unzufrieden ist und es bereits für veraltet hält. Wie ein Freund Gorkis erzählte, sieht der Dichter alle seine bisherigen Dramen nur als Versuche an. Er träumt von einem großen Kunstwerk, in dem alle die Hoffnungen, alle Leiden und Kämpfe unserer Generation dargestellt sein sollen. Es soll eine Art moderner „Faust“ werden, aber bis jetzt haben die Ideen des Dichters noch keine feste Gestalt angenommen. — Auch sein Freund Leonid Andrejew, der jetzt als Gast bei Gorki weilt, will den Schritt auf die Bühne wagen. Er hat soeben ein Drama „Ignis sanat“ (das Feuer heilt) vollendet, in dem er das Leben in einem Kloster schildert, dessen Insassen von der Ausbeutung eines Heiligenbildes leben.